



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mehring, Sigmar: Ein Edward Grey des achtzehnten Jahrhunderts

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zivilisation und Religion zu lockern beginnt, bis sich erstere gänzlich von der Religion emanzipieren und es droht die Gefahr, das schließlich auch die Kultur vom unerfättlichen Zivilisationsfortschritt erwürgt wird. Der Osten Europas dagegen opferte der Religion die Kultur und Zivilisation, vor allem die letztere. So konnte das Ruffentum in seinem gewaltigsten Sprecher, Dostojewski, allerdings eine vernichtende Kritik an der religiösen Entwicklung des Westens üben. Das Tragische aber ist, daß über ihn hinweg auch sein Volk sich der gewaltigen Versucherin, der westlichen Zivilisation, in die Arme wirft. Ein Sieg Rußlands würde diesen Prozeß beschleunigen. Deutschland aber rettet durch einen Sieg nicht nur sich, sondern hilft auch dem Gegner zu sich selbst.

Uns aber zeigt unsre Geschichte und erst recht die Entwicklung, die der Osten nimmt, daß es nicht angeht, sich um das Problem der Zivilisation herumzudrücken, indem man sie schlechtthin ablehnt. Und die Bestimmung auf ihr wahres Gesicht, wie es die letzten Jahrhunderte enthüllt haben, macht es uns auch unmöglich, ihre Emanzipation anzuerkennen. Nach einer neuen Bindung für sie gilt es also zu suchen. Wir erwarten von der Epoche, die kommen soll, das neue Wort über die Vereinigung von Kultur, Religion und Zivilisation, nach der unsere tiefste Sehnsucht ausschaut. Dies Wort, und kein andres, wird das Stichwort des neuen Blattes der Weltgeschichte sein, das Gott soeben ausschlägt.

„Man fühlt den Glanz von einer neuen Seite,
Auf der noch alles werden kann.“



Ein Edward Grey des achtzehnten Jahrhunderts

Von Sigmar Mehring



uf die Ähnlichkeit der Weltlage während des jetzigen Krieges und während der Kämpfe Friedrichs des Großen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist von Professor Lamprecht und anderen mehrfach hingewiesen worden.

Wie jetzt der Engländer Edward Grey, war es damals der Franzose Choiseul-Amboise, der im Wanne der Pompadour bestrebt war, durch diplomatische Ränke die Mächte Europas aufeinander zu heizen.

In Friedrich dem Großen fand Choiseul seinen gefährlichsten Gegner, und deshalb suchte er auch auf allen Wegen Bundesgenossen zur Einkreisung des jungen Preußenstaates. Er schloß sich eng an Österreich an, verpflichtete Spanien und Italien für Frankreich, hegte in England und hegte in Rußland. Aber Friedrich war nicht nur ein genialer Feldherr, sondern auch ein feinspüriger Staatsmann, er durchschaute die hinterlistigen Pläne des Herzogs von Choiseul und durchkreuzte sie, so gut es ging. Das Schwert mußte freilich nachhelfen, da dem sparsamen Preußenkönig nicht die „Silberkugeln“ zu Gebote standen, mit denen damals der Vertreter Frankreichs alle Welt erobern konnte.

Friedrich rächte sich an Choiseul, wie es dem Philosophen von Sanssouci im Wesen lag: er machte seinen Gegner in satirischen Schriften lächerlich.

Als Choiseul bei Ludwig dem Fünfzehnten in Ungnade gefallen war, führte ihn Friedrich in einem „Totengespräch“ mit Sokrates vor. „Choiseul ist zwar noch nicht gestorben,“ heißt es in der Einleitung, „aber, des Amtes enteignet, ist er für die Welt doch tot.“ Von dem sittenstrengen Sokrates wird Choiseul wegen seiner Schändlichkeiten derb abgekanzelt. (Nachzulesen in der deutschen Wiedergabe durch Fr. von Oppeln-Bronikowski, im fünften der zwölf Bände umfassenden Prachtausgabe: „Die Werke Friedrichs des Großen,“ deutsch, mit Illustrationen von Menzel. Verlag von Meimar Hobbinger, Berlin.)

Schärfer noch klingt die Satire Friedrichs des Großen gegen Choiseul in einem Gedicht aus dem Jahre 1769, dessen französisches Original im vierzehnten Bande der dreißigbändigen Gesamtausgabe: „Oeuvres de Frédéric le Grand“ zu finden ist.

Die hier zum ersten Male veröffentlichte Übertragung (von S. Mg.) lehnt sich in Sinn, Versmaß und Reimfolge eng an den Urtext.

Das Gedicht geht über den Rahmen des persönlichen Angriffs hinaus, es wendet sich in den ersten Versen gegen die ganze Zunft der Diplomaten und gipfelt am Schluß in Friedrichs tiefstem Bekenntnis zu friedlichen Idealen.

Die Choiseulade

Ein Schwant

O Narrenschar verbohrrer Diplomaten!
 Ratgeber, selber schlecht beraten,
 Ihr rühmt euch einer eitlen Kunst.
 Seid ihr denn wirklich des Erfolges Paten?
 Duacksalber ihr, mit euren Puschertaten,
 Dünkt ihr euch wichtiger, als des Zufalls Gunst?

Was ist die Frucht aus euren Zaubersaaten?
 Aus euren wunderlichen Plänen?
 Des Glends Notschrei und des Jammers Tränen!
 Stets anders kam's als ihr gedacht.
 All eure Kunst ward über Nacht
 Von unbeständigem Schicksal hintertrieben.
 Ihr seid indessen, wie man euch verlacht,
 Bei eurem Wühlgeschäft geblieben
 Und glaubt noch immer, Fürstenmacht
 Und Herrschgewalten
 Nach eurer Weisheit zu gestalten.

Wer könnte einen Dummkopf überzeugen?
 Ihr glaubt an eures Tun's Unfehlbarkeit
 Und werdet nie euch Gründen beugen.
 Ihr fühlt euch wohl im Selbstberäucherungsdunst
 Und wiegt euch um so mehr in Sicherheit,
 Je trügerischer eure wirre Kunst.

Fehlschläge gibt es zwar in Massen,
 Ihr aber wollt euch nicht belehren lassen,
 Und jeder meint, — ob geistvoll, ob beschränkt —
 Im Weltspiel um die Macht der Dynastie'n
 — Ein Spiel, das nur der Zufall lenkt —
 Als Diplomat das große Loß zu ziehn.

Und was für Tröpfen mußt' ich nicht begegnen!
 Hier einer, der, wie'n Schulfuchs aufgebläht,
 Nur in gelahrter Rede sich ergeht.
 Dort spielt ein andrer ganz den Überleg'nen,
 Recht sich, als wär' er selbst die Majestät.
 Mit Kriecherei versucht es plump ein Dritter.
 Und jeder dieser edlen Ritter
 Dünkt sich ein Atlas, der die Welt
 Auf seinen schmalen Schultern hält,
 Und jeder meint, die Erde kreist,
 Wie es ihr vorschreibt sein verschrobner Geist.

Am meisten aber mußt ich lachen,
 Als Herr Choiseul, der große Diplomat
 Das Weltkomödienhaus betrat.
 Er stürmt hervor und will sich wichtig machen,
 Ein Intrigant mit giftigem Munde,
 Und treibt sein Frankreich in verrücktem Trab
 Von Plutus reicher Tafelrunde
 Wahrhaftig bis zum Bettelstab.

Solch ein Hanswurst, wie Ihr, macht mir Vergnügen,
 Und Beifall klatscht' ich, wenn die Poffen nur
 Der Menschheit nicht so böse Wunden schlägen,
 Ich weiß nicht, welch ein Teufel in Euch fuhr,
 Daß Ihr so arge Unruh' rings verbreitet
 Und immer neue Pläne vorbereitet,
 Bis schließlich alle Welt
 Dem Unfug Eurer Narretei'n verfällt.

Nur zu! Noch solch ein Schelmenstreich,
 Noch ein Beweis von Euern Clowntalenten,
 Von Rüpeleien und höchst impertinenten
 Anwürfen — und Pipin dem Kleinen gleich
 Hausmeier könnt Ihr bald bei den Lafai'n
 Des allerchristlichsten Monarchen sein.

Wie habt Ihr's doch spitzbübisch angestellt,
 Als Ihr um Avignon den Papst geprellt!
 Wie'n alter Kater, der von glühenden Kohlen
 Sich die Kastanien gierig sucht zu holen,
 So seid Ihr blindlings losgetappt
 Und habt mit Katzenartigen Tücken
 Frech hinter Englands Rücken
 Nach Korsika geschnappt.

Jetzt, da Euch alles scheint zu glücken,
 Wagst Seiner Gnaden sich aufs offne Meer.
 Spahis und Janitscharen
 Macht Ihr mobil, die Schweden nebenher
 Und heßt den Türken auf das Heer des Zaren.

Bricht an dem Triebwerk nur ein Rad entzwei,
 Gleich ist es mit der ganzen Kunst vorbei.
 Euch macht das nichts, bald treibt Ihr andre Poffen.
 Ist man im britischen Nachbarreich
 Gleichgültig anzuschau'n entschlossen?

Schon kommt der nächste Dummejungenstreich!
 Heimtückisch, ohne daß ein Mensch es merkt,
 Wird Irland durch Bestechung hintergangen,
 Und auch Westminster wißt Ihr schlau zu fangen
 Und stört, von hämischen Gelüsten bestärkt,
 Den Handel Albions im Orient,
 Bössartig wie man's nur vom Affen kennt.

O Genf! O Rom — du Rom der Calvinisten —!
 Wenn ihr erst einmal offenbart,
 Wie euer Volk mit tausend Listen
 Toll aufgestachelt und verraten ward!
 Und wie Choiseul, der aus der Ferne schürte,
 Mit seinem Lügenmaul anblies den Brand,
 Und wie der Herr von Ferney zu ihm stand,
 Euch höhnisch an der Nase führte!
 Wie hat er euch nicht aufgeschreckt,
 Als er euch Frankreichs dunklen Plan,
 Daß man die Hand nach Versoir' Freiheit streckt,
 Mit übertriebenem Eifer dargetan!

Was hätt' ich selbst erst zu erzählen!
 Schon Neuschatell böt' reichlich Stoff.
 Zum Malen könnt' ich's dem Meni empfehlen!
 Wie süßes Gift von Heuchellippen troff,
 Wie ein Versprechen unverfroren
 Am nächsten Tag ward abgeschworen!
 Genug davon! Was Ihr auch ferner treibt,
 Man übergeht's — nur die Berachtung bleibt. —
 Der hitzige Störenfried, der Ränkeschmied,
 Wenn man ihn näher sich besieht,
 Fühlt er sich glücklich denn am Werke?
 Schon der geringste Anlaß regt ihn auf
 Und kehrt in Feigheit die erpraßte Stärke.
 Das Wort „Geil“ — wie'n Schuß aus Flintenlauf
 Wirkt schon das Wort auf ihn. Doch kurz darauf, —
 Wird er vom Fürsten gnadenvoll empfangen, —
 Erglühn ihm wieder die erblaßten Wangen.
 Da Herrngunst sich niemals fest erweist,
 So schwebt beständig zwischen Bangen
 Und Hoffen sein stets unruhvoller Geist.

Choiseul, Choiseul! Du magst die Weisen fragen,
 Sie werden's besser als mein Reimlied sagen:
 Das Glück ist dir zu folgen müd.
 Oh' diese Sonne zweimal noch verglüht,
 Dienst du vielleicht den Würmern schon zur Speise,
 Denn alles schwindet, stirbt dahin,
 Fürst, Rat und Bettler gleicherweise.
 Was hat auf dieser knappen Erdenreise
 Die stete Ränkesucht für Sinn?

Ist glücklich, wer den Weltenbrand entzündet?
 War's Reg wohl, als die Fronde er gegründet?
 Ich halt's mit Zeno und zieh' lieber doch
 So Mark Aurel wie Sokrates zu Rat',
 Als daß ich auf mich nähm' der Schande Joch
 Wie der verworf'ne Heroftrat.
 Räm' ich zu Ruhm nur durch gemeine Tat,
 Verfröck' ich eher mich ins tiefste Loch.

Man nuße nur das kurze Leben!
 Nicht gar so fremd ist uns das Glück.

Es zeigt sich, lächelt, kommt uns gern ein Stück
 Entgegen, wenn wir's recht erstreben.
 Vor mancher Größe schreckt's vielleicht zurück,
 Um die sich Neid und Falschheit winden.
 Doch jeder kann's in seinem Herzen finden.

Nur der wird glücklich, der weitab vom Markt
 Zu zügeln weiß ein frevelndes Begehren,
 Und der mit Wohlgenüssen kargt.
 Sein Leben soll an stiller Lust sich nähren,
 Es braucht den Prunk nicht der Semiramis.
 Und muß er Glanz und Rausch entbehren,
 Ist er doch reinen, heitren Sinns gewiß,
 Und echte Freunde halten ihn in Ehren.

O Wonnetage trauer Einsamkeit,
 Wo Freundschaft über Standesdünkel siegt,
 Wo kein Schmarozertum gedeiht,
 Das freie Wort aus freiem Herzen fliegt!

Ihr lieben Freunde folgt nur immer
 Im Wirrsal dieser Narrenwelt
 Dem Geiste, der euch klug in Schranken hält.
 Laßt euch von der Begierden grellem Flimmer
 Und von des Hochmuts Flunkerschein nicht blenden.
 Wo Cato und Amilius
 Und Cicero, Trojan, Vergilius,
 Dort müßt auch ihr dereinstens enden.

Der Gitle poltert mit Tumult ins Grab,
 Daß noch sein Tod die Welt mit Lärm erfülle, —
 Der Weise, ledig der erzwungenen Hülle,
 Steigt unverzagt hinab.

